HISTORISCHE MONATSBLÄTTER

für die Provinz Posen

Jahrgang VII | Posen, August/September 1906 | Nr. 8/9

Aus dem Tagebuch eines sächsischen Offiziers i. J. 1808[1].

Von

P. Pietsch.

Nach den Bestimmungen des im Juli 1807 geschlossenen Friedens von Tilsit musste Preussen bekanntlich alle seine polnischen Erwerbungen abtreten, welche unter dem Namen eines Herzogstums Warschau an den König Friedrich August I. von Sachsen kamen. Infolgedessen wurden im Jahre darauf sächsische Truppen in dem neuen Landesteil in Garnison gelegt. Bei einem solchen nach Polen einmarschierenden Detachement befand sich ein Offizier, der seine unterwegs gemachten Beobachtungen und die in den einzelnen Standquartieren erhaltenen Eindrücke tagebuchartig aufzeichnete und sie dann teilweise in Briefform einem Bekannten in der

[1]) Der Verfasser der „Vertrauten Briefe über die inneren Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.," F. v. Cölln gab 1807 (vgl. Histor. Monatsblätter VI, 137) die Zeitschriften „Neue Feuerbrände" und „Intelligenzblätter zu den neuen Feuerbränden" heraus, worin bekanntlich die Missbräuche und Krebsschäden, die sich im preussischen Staatswesen eingeschlichen und dessen Zerfall bewirkt hatten, grell beleuchtet wurden. Seit 1809 ward der Titel der beiden Journale bei sonst gleich bleibender Tendenz in „Friedenspräliminarien" und „Intelligenzblatt zu den Friedenspräliminarien" umgeändert. Letzterem (Band I S. 233 u. f.) ist der Stoff zu vorliegenden Ausführungen entnommen.

Heimat mitteilte. Der sächsische Offizier nennt dabei aber weder seinen Namen, noch ist in seinen Schreiben etwas enthalten, was zur Feststellung seiner Personalien dienen könnte. Im übrigen gewähren die Mitteilungen desselben nach mehreren Seiten, u. a. auch nach der ökonomisch-agrarischen hin einen scharfen Einblick in den grossen Kulturunterschied zwischen deutsch-sächsischer und polnischer Lebensführung in der damaligen Zeit. Ausserdem bieten sie uns im Rahmen von kleinen Einzelbildern historische Streiflichter aus der Lokalgeschichte der Städte Fraustadt, Lissa, Santomischel und Peisern dar, die mindestens manchem jetzigen Bewohner der genannten Orte interessant sein dürften.

Unter der Überschrift: „Unser Marsch nach Polen" schrieb der ungenannte Offizier seinen ersten Brief am 25. Juli 1808 von Lauban, einer der oberlausitzischen „Sechsstädte", aus. In demselben verbreitete er sich in ausführlicher Weise über die Sitten, Gebräuche und Lebensgewohnheiten der Wenden und schilderte in allgemeineren Zügen die städtischen Verhältnisse von Bautzen und Görlitz, den beiden Hauptstädten der Lausitz. Zwei Tage später überschritt er mit der zweiten Marschkolonne[1]) die Grenze, welche damals zwischen Sachsen und Schlesien durch den Queiss gebildet wurde. Über Naumburg, Bunzlau, Polkwitz (das „schlesische Schilda") ging's nach Gross-Glogau, wo sich 1808 ein ausgedehntes Lager der Franzosen befand, von dessen Zuständen er eine fesselnde Schilderung gibt, die freilich wenig geeignet ist, ein deutsches Gemüt zu erfreuen.

Leider sind ausser dem ersten und zweiten die ferneren Marschbriefe ohne Datum, sodass nicht angegeben werden kann, wann unser Offizier und seine Abteilung jenseits von Glogau das Gebiet des neuen Herzogtums Warschau betreten hat. „Da es Unrecht wäre"[2]), so schreibt er, „mich über jeden passirten Ort weitläufig zu verbreiten, indem Sie dies in jeder Reisebeschreibung besser nachlesen, als ich Durcheilender, der nach beschwerlichem Marsche doch auch ein wenig essen und schlafen will, es leisten kann, so ersuche ich Sie, sich sogleich aus dem schönen Schlesien hierher nach Polen und zwar nach Fraustadt, der ersten Stadt, zu versetzen.

[1]) Das nach Polen bestimmte sächsische Corps bestand aus zwei Kolonnen. Die erste unter Führung des General-Majors Donat hatte als Marschziel die Stadt Posen; die zweite unter dem Kommando des Obersten v. Winter als solches Schrimm, wo sie weitere Ordres für ihre Marschroute östlich der Warthe erhalten sollte.

[2]) Von hier an gebe ich den Inhalt seiner Briefe nach ihrem Wortlaut und bemerke, dass die Rechtschreibung die der Urschrift ist.

Dieser Ort hat eigentlich noch kein recht polnisches Ansehen, da ein grosser Teil desselben vor ungefähr 9 Jahren abgebrannt und unter sehr guter preussischer Polizeyaufsicht durch einen beträchtlichen Zuschuss von dem König wieder aufgebaut ist. Demnach glaubt man in meinem Viertel, in der Vorstadtstrasse, wo ich liege, eher ein Stück von der Kavalier- oder Franzstrasse in Dessau,[1] als von einem polnischen Orte zu sehen, und, da hier fast alles deutsch spricht, sich noch garnicht in dieses Land versetzt.

Die Klosterkirche der Bernhardiner ist auch recht schön und, wie ich errathen darf, auch reich. Ich sah hier ein Gemälde, eine auf Papier gemalte Mutter Gottes, ein herrliches Perlenhalsband tragen, welches sich ziemlich schnurrig ausnahm, indem man die Perlen auf das flache Papier unter dem Kinne mit schönen Schleifchen befestigt hatte.

Ein Monument des Herrn von Gurowski, Vater des Bischofswerderschen (durch die „Feuerbrände“ wieder bekannt gewordenen) Schwiegersohns (?), erinnert mich sehr warm an so manches Vergangene. Übrigens ist hier nichts Bemerkenswerthes, als dass die hiesigen Schönen in Haltung und Tragung ihres Körpers das Auge für den Anblick mancher gesehenen Missgestalten ziemlich schadlos halten und gleichsam den Prolog für Warschau geben. —

Immer den Veteran Schulenburg verehrend, ist er mir heute nun ganz unvergesslich geworden, da ich das schwierige, plane Terrain selbst gesehen, auf welchem er so meisterhaft seinen Rückzug gegen die schwedische Kavallerie begann.[2] —

Polnisch-Lissa.

Wer noch keine Juden-Kolonie sah, muss hierher kommen, um sich einen Begriff von dem sonstigen Jerusalem zu machen, doch rathe ich ihm sehr, vorher keine Brudergemeinde, etwa Herrenhuth oder Kleinwelke zu sehen, wenn er nicht erschrecken will. Dort nichts wie Einheit, Ordnung, Reinlichkeit; hier lauter Disharmonie, alle Augenblicke ein paar zankende Juden! eine Unordnung, die sich niemand denken kann, und Schmutz überall vorherrschend. Eine der üblichsten Polizeyverfügungen, alle Wochen die Strassen zu kehren, ist hier selten oder niemals zu finden, denn da liegt Auskehricht, Federn, Stroh und allerhand Unflath eine Viertelelle hoch auf den Gassen. Welch ein Unterschied zwischen Dessauer, Berliner und den hiesigen Juden!

---

[1]) Vielleicht war D. die Vaterstadt des Offiziers.

[2]) Schulenburg war bekanntlich sächsisch-polnischer General im Dienst August II. von Polen. Als Führer eines aus Sachsen, Polen, Russen gebildeten Corps wurde er bei Fraustadt am 13. Februar 1706 von dem schwedischen General Renschild geschlagen. Vgl. Histor. Zeitschrift X.

Wie sticht die Eleganz, die stutzerhafte Weise jener gegen dieser Tracht und Lebensweise ab! Das vielleicht einzig Gute, das sie haben, ist Bescheidenheit.

Ich konnte mich nicht des Gedankens erwehren, als ich hier die ungeheuere Anzahl von Windmühlen sah (denn Fraustadt hat deren neun und neunzig, und Lissa noch weit mehr), dass wohl mancher jener aus den etwa hier unbrauchbar gewordenen Windflügeln herstammen möchte, da sie so viel Ähnliches mit solchen haben.

Unter den Hiesigen ist der Sinn ganz anders, sie sind wirklich und nicht durch Grossthun reich, und man kann sagen, es herrscht mehr Solidität unter ihnen, mitunter wohl auch einiger Umgang, denn mein Wirth z. B. Hirsch Ruben Wiener ist gar kein unrechter Mann, wenn er nur Wein, einen etwas besseren Tisch und guten Kaffee führte. Aber an Bewirthung fehlt es ganz. Höflichkeit sättigt nicht, und nur der leidige Trost, dass es mit jedem Marsche vorwärts noch schlechter wird werden, hält mich von dem Murren zurück.

Im übrigen behaupte ich, dass der Herr Patron unter seinem schwarzen Kittel auch etwas Geist verbirgt, denn es steht da vor meiner Thüre eine Inscription seinem Fürsten zu Ehren, die gar nicht übel ist. Sie heisst:

„Dies ist er, den der Feind nie ohne Beben,
Der Unterthan nie ohn' Entzücken sieht;
Für den zu sterben und zu leben
Der Greis so wie der Jüngling glüht.“ —

Nämlich von Fürst Alexander Sulkowski, dem Lissa und das benachbarte Reisen gehört, wo er wohnt, und der in dem letzten Kriege als polnischer General diente.

Diese Inschrift auf dem Transparent hat er (Wiener) wahrscheinlich selbst gemacht, denn ich weiss in der Nähe keinen Dichter, und der fleissige Benkowitz[1]) in Glogau ist todt. In Fraustadt ist auch kein Dichter, und ein poetischer Geist unter der hiesigen löblichen Judenschaft ist mir nicht vorgekommen. —

Santomischel, 4 Meilen von Posen.

Hier lasse ich mir's gefallen! Eine kleine reinliche Stube, ein Spiegel darin, eine leichte Decke über dem Bette, und nirgends Gefahr, etwas von dem zu finden, das ein jeder so gern von sich wirft, nur der Pole zu seinem Zeitvertreib hegt. — Könnte denn nicht das ganze Land so sein? oder sind wirklich die Polen so roh, dass sie auch nicht die mindeste Kultur

---

[1]) Vergl. A. Kahlert: Schlesiens Anteil an deutscher Poesie. Breslau 1834.

annehmen? Wo ein Deutscher lebt, ist mitten unter Schmutz Reinlichkeit und Ordnung; wo ein Pole lebt, ist mitten unter Ordnung, und wäre der Aufenthalt auch ein Paradies, Schmutz.

Scheidewasser braucht die Nation, aber wer soll die Weihe geben? Vielleicht der Adel? Der Adel (von manchem Grossen, trotz seiner Reisen nach Berlin und Wien, nach London und Paris, nach Dresden und nach München, Karlsbad und Töplitz will ich nicht sprechen) bleibt Pole im ächten Sinne des Wortes, sogut wie seine Untergebenen. War das Land jetzt[1]) grösserer Bildung fähig, so konnte es mit Zeit und Weile durch die Preussen, unter Friedrich Wilhelms (II.) gütigen Scepter und seinen rastlosen Anstrengungen für dieses Volk gebildet werden. Man sieht überall die unverkennbarsten Spuren hoher Menschlichkeit und fast bis an Verschwendung grenzenden Mildthätigkeit dieses herzensguten Königs, wo immer nur sein Arm hinreichte, d. h. wo ihn keine falschen Berichte hintergingen. — So schenkte er Fraustadt bei erlittenem Brande eine sehr bedeutende Summe, so viel, dass auf die meisten Grundherrn zwölf, vierzehn bis sechszehnhundert Thaler Baubegnadigung kamen, und die Vorstadt wuchs schöner aus der Asche hervor, als sie je gewesen war. Das Nämliche that er bei Posen und anderen Städten.

Ein Deutscher ist ein Stein des Anstosses in ihren Augen, er heisse Sachse oder Preusse, und wir (Sachsen) werden ebenso von diesem Volke gehasst, als wie die letzteren. Der Gedanke, dass sie die nämlichen Unterthanen des guten Königs[2]), wie die Sachsen, und dass wir eigentlich Stiefgeschwister sind, wird sich nie ihrer Seele bemeistern, und um keinen Preis möchte ich sie Warschauer heissen, wie doch jetzt das Grossherzogtum sich nennt, wenn ich nicht Händel haben wollte. — Polen wollen sie sein, Galizien wollen sie wieder haben, eine gänzliche Herstellung des Alten schaffen, und dafür würden sie alles wagen. So ist hier der Sinn, und darum lebt man nur wohl, wenn man einmal wieder unter Deutschen, so wie hier in diesem Städtchen ist.

Wenn ein Anhalter Pächter, oder ein anderer sächsischer Feldwirth diesen Boden unter seinen Händen hätte, wie müsste er wuchern, wie vervielfältig den Samen wiedergeben, da er verhungert, gemisshandelt und verwahrlost so vieles giebt. Der Boden in Polen, soweit ich ihn bisher sah, gleicht der köstlichsten Aue, nicht einmal ein Kiesel liegt auf dem Felde, und alles ist von sich selbst so rein wie Gartenerde längs Fraustadt,

---

[1]) d. h. seit der Besitzergreifung durch den preussischen Staat im Jahre 1793.

[2]) Friedrich August „der Gerechte“.

Lissa, Krzwinn[1]) und Sczrimm bis hierher. Ganz vorzügliches Feld ist besonders zwischen Krzwinn uud Sczrimm. Und was denken Sie wohl, was darauf wächst? Etwas dürftiger Roggen, ganz herrliche Gerste, ausserordentlicher Weizen, wie man ihn nur an der Elbe sehen kann, Hafer, etwas dünn, Haidekorn, bald gut, bald schlecht, je nachdem die Felder einem besseren, oder schlechteren Wirth gehören. So, gerade so standen die Früchte in diesem Jahre (1808) hier, so habe ich sie mit eigenen Augen gesehen, und die Polen behaupteten, es wäre dies eine vortreffliche Erndte. Das muss sie aber auch sein, denn die Natur hat dieses schöne Getreide selbst von sich gegeben, nicht der Fleiss, nicht die gute Bestellung hat es hervorgebracht, blos der gütige Himmel hat der Faulheit ein Geschenk damit gemacht, denn dieser Boden ist so kümmerlich gedüngt, dass man kaum begreifen kann, wie etwas darauf wächst. Höchstens alle drei Jahre bekommt er etwas Dünger, aber so wenig, dass ein deutscher Feldwirth darüber lachen möchte.

„Das muss so sein," sagen die Polen, wenn man ihnen einen Vorwurf macht, und allen Landwirthen, allen Schriftstellern und Schreibern über die Landwirthschaft und dem ersten Grundsatze in der Ökonomie zum Trotz behaupten sie uns gerade ins Gesicht, was wohl noch niemand hörte: dass der Dünger ihre Felder verderbe und alle Früchte verbrenne. Ich glaube, das ganze Räthsel löst sich darin: der Pole ist zu faul, Dünger zu bereiten, hält nicht auf Kleebau und hat daher wenig Rindviehzucht, weil er sie nicht zu ernähren weiss, da wegen des vielen Feldschlags hier nur wenig Wiesen sind, und das Bischen sauere Futter, in Brüchen, auf Moor- und Torferde gewachsen, nicht geachtet wird.

Ich habe erst ein einzig leidliches, für Polen aber ganz ausserordentlich bestelltes Gut gefunden, das war das Königliche Domainenguth Grzymslow,[2]) welches ein polnischer Obristlieutenant Moiaczewski in Pacht für acht- oder zehntausend Thaler hat, jetzt aber unter Administration kommt, da der Pächter[3]) an einer Geisteskrankheit leidet.

Auf diesem Gute sah ich den ersten polnischen Ziegelofen; aber denken Sie sich nicht einen in Deutschland üblichen, denn

---

1) Kriewen.

2) Jetzt Grimsleben, 4 Kilom. von Schrimm.

3) „Dieser unglückliche Mann, der mir hohes Mitleidt abzwingt, ist erst 38 Jahr, und wie man erzählte und auch sein Verdienstorden zeigt, ein braver, verdienter Offizier, welcher noch jüngst im Dienste für die Freiheit der Polen den Feldzügen Napoleons beiwohnte, bei Dirschau blessiert ward und erst seit einigen Monaten den Verstand verlor."

es war nichts wie ein aus Mauersteinen zusammengeklebtes, etwa drei Ellen über der Erdfläche hervorragendes Viereck, in welches die Steine gesetzt, und welches oben zugemauert wurde, das aber unten, zum heitzen, mit den gewöhnlichen Zuglöchern versehen war. Dieser flache Ofen war gegen üble Witterung mit einem ganz niedrigen Schindeldache beschirmt. Indess waren die darin gebrannten Steine doch beinahe so gut als die unsrigen, wurden aber in Polen nicht sehr geachtet, ob ich schon einen zweiten Ofen bei Sczrimm fand. Der thätige Moiaczewski hatte diese Spekulation, Ziegeln einzuführen, leider zu früh gemacht, da die Polen aus eigenem Antriebe schwerlich mit Ziegeln bauen. Daher hatte er noch nicht den ersten Brand verkauft, vorzüglich weil er auf das abgebrannte Posen gerechnet hatte, dieses aber bei eingetretenem Kriege grösstenteils seine Baue einstellte.

Viel Pferdezucht sieht man in der Gegend noch nicht, da es hier noch an Fütterung fehlt, und die wenigen Pferde, die sich hier finden, sind kleine, unansehnliche, im zweiten Jahre eingespannte Klepper, welche genau denen des sächsischen Holzlandes gleichen, nur dass sie (die polnischen) viel thätiger und rascher sind.

Wölfe sind in dieser Gegend noch wenig, da hier nicht viel Waldung da ist, doch hatte einer das diesseitige Ufer der Warthe, die Fluren um Sczrimm durchstrichen, und im Winter siedeln sich dann und wann einige in den Brüchen an, auf die aber sogleich Jagd gemacht wird. Auch noch weiter zurück, bis an Fraustadt an, lassen sich mitunter welche sehen, und der Einnehmer in Krzymine hatte nur vor dem Jahre (1807) die Gelegenheit gehabt, zwei zu schiessen. Dieser Einnehmer hat hier ein Stück Jagd für 3 preussische Thaler in Pacht, der leicht soviel Hölzung enthält, als man bei uns etwa für 200 bis 300 Thaler zur Jagd pachtet.

Schnepfen und insbesondere Enten giebt es die Menge, nur ist die Jagd mit Beschwerlichkeiten verknüpft, die wir gar nicht kennen, da sie grösstenteils in undurchdringlichen Brüchen oder in ganz mit Schilf durchwachsenen Morasten nisten. Die Natur hat aber deshalb den Polen eine Hilfe gegeben, die wir in unserer Gegend auch nicht wissen, nämlich eine Art Jagdhunde, gewöhnlich schwarz oder dachsfarbig, ungefähr so gross wie ein halbjähriger Windhund mit spitzer Schnauze und langer Ruthe, die laut und ohne Unterlass auf sie jagen; es ist dies ganz die nämliche Jagd, wie man in dem Erzgebirge, in einigen Gegenden des Harzes und andern Orten mit solchen ähnlichen Hunden auf Wildbret jagt. Man stellt sich vor eine Schilfschlucht, lässt den Hund hinein, und darf sicher sein, dass er die, welche er annimmt, unter beständigem Klaffen zum Schusse bringt. Nur

muss man einen Hühnerhund zur Seite haben, der Schnepfen oder Enten sogleich apportirt, sonst ist sie von dem ersten Hunde aufgefressen, so wie sie stürzte. Den sogenannten polnischen Wasserhund, die rauhe (stachelhaarige) Rasse, welche man in Sachsen dafür hält, giebt es hier selten und man sieht ihn nicht zur Entenjagd gebrauchen. —

Peysern a. d. Warthe.

Immer schöner und herrlicher wird dieses Land und immer schlechter und uncultivierter die Menschen, je weiter man vorwärts kommt. Gute Santomischler, ihr waret vielleicht die letzten, von denen wir sagen können, es ging uns wohl bei euch!

Der gemeine Pole liebt keinen Menschen, sich selbst nicht. Nun, was sollen wir Deutsche da erwarten? Gefälligkeiten sind hier schwerer zu erhalten, als man glaubt; man frage nach Kartoffeln, Eiern, Milch, oder wo nach man will, überall ist die Antwort „niemanitzch“, nicht da, wenn nicht das Geld auf der Hand blinkt. Ihr Adel (ich rede nicht von dem Ganzen, denn viele Individuen machen eine rühmliche Ausnahme), er nenne sich Szlachcic, Starost, Woiwode oder Graf ist gewöhnlich um keinen Heller besser; sie sind die zweiten Juden in dem Lande, küssen und herzen den Handelsmann, um einen Thaler abzuhandeln, und verachten doch alles, was ihnen am Range nicht gleich ist. Diese Kaste hat von jeher alles Unglück über dieses Land gebracht, bei dem Wahlreiche durch Fraktionen jeden Krieg herbeigezogen, durch diese Blutgeissel ihr Land an Oesterreich, Russland und Preussen verkauft und allen wieder entrissen. Sie erhalten den Bauer teils durch eigene Unwissenheit, teils um ihres Nutzens halber in der tiefsten Finsterniss und schlagen jeden seiner Gedanken mit kräftiger Hand gleich wieder aus dem Kopfe. Selten sieht man einen solchen Menschen, am allerwenigsten aber seinen Verwalter anders als mit dem Ochsenziemer oder Kantschu gehen.

Ein Herr oder Graf Jaraczewski, Erbherr auf Santomischel, machte davon in seiner Gegend eine sehr rühmliche Ausnahme und versuchte in jedem Betracht seine Untertanen besser und trefflicher zu regieren. Man bot diesem Edlen mehrere Stellen, namentlich die eines Präsidenten bey der Regierung zu Posen an, da seine Kenntnisse und seine Rechtschaffenheit überall bekannt sind; allein bey der jetzigen Lage der Dinge, wo durch die zu jählinge Verdrängung aller preussischen Officianten[1]) die Angelegenheiten gar sehr in Verwirrung sind und leider das Wohl dieses oder jenes Distrikts oft in sehr unfähigen Händen ist, fand

[1]) d. h. Beamten.

seine Klugheit immer sehr triftige Vorwände, eine oder die andere der angebotenen Stellen mit Bescheidenheit zurückzuweisen. Wie seine Bauern über ihn denken, ob sie bei ihrem angeborenem Misstrauen unter solcher Güte nicht Betrug ahnen, habe ich nicht erfahren können; allein er ist der Abgott seiner Santomischler, und das ist seiner Tugend Satisfaction genug.

Solcher vortrefflicher Menschen giebt es unstreitig noch viele, wenigstens hörte ich deren mehrere nennen, allein ich spreche hier von dem Ganzen, und das erhebt freilich zu keinem erbaulichen Gedanken. Sie hassen z. B. den Deutschen noch weit mehr wie ihre Bauern, und auch der Sachse (den sie für das Gegentheil von dem ansehen, was sie wünschten), ist ein Gräuel in ihren Augen. Selten, ob sie gleich mit uns einen Fürsten und zwar den gütigsten und besten haben, findet man im allgemeinen eine gute Aufnahme bey ihnen. Die Meisten verreisten, als sie von sächsischer Einquartierung hörten, andere nahmen solche zwar an, tractierten sie auch leidlich, aber liessen ihnen Zimmer geben, die ein sächsischer Edelmann Bedenken tragen würde, seiner Dienerschaft einzuräumen. Nun ist das zwar verzeihlich, weil der polnische Edelmann in der Regel nur ein sehr kleines Haus, oft und sehr oft nicht grösser als eine leidliche Dorfschenke in Sachsen, bewohnt, in welchem höchstens zwey bis drey eingerichtete Zimmer, eins für sich und eins für die Gäste, sind; allein es ist unverzeihlich, wo er sich nicht einmal deshalb entschuldigte, nicht einen Tisch oder Stuhl aus seinen Zimmern in das angewiesene Loch des Einquartierten schaffen liess.

Die preussischen Offiziere sprachen bei solchen Gelegenheiten mit der erwähnten Zauberruthe, und das konnten freilich die Herren nicht vertragen, deshalb noch der unbegränzte Hass, der sich in jeder ihrer Muskel regt, wenn man das Wort Preusse nennt. Darum vernichten sie auch jedes Andenken an sie, und wenn es das beste wäre. Alle Meilenzeiger nnd Wegweiser, die diese musterhafte Polizey errichtete, mussten z. B. ins Feuer wandern, weil sie von den Preussen stammten. Ihre Adler, die schwarzen Tafeln, welche dem Wanderer Polnisch und Deutsch die Örter nannten, was doch hier so nötig ist, wurden mit Triumph der Flamme übergeben, weil sie eine preussische Hand verfertigte, und nur deshalb kehrte man in Polen keine Strassen, und liess in Städten Stroh und Mist ellenhoch zum Erzeugnis der schädlichsten Insekten liegen, weil die Preussen das Gegenteil verordneten. Sie gehen so weit (ich mag aus Artigkeit für die Familie nicht den Namen des Hauses nennen), dass eine recht hübsche polnische Dame es vermochte, zwei volle Tage lang nicht mit dem bei ihr einquartierten sächsischen Offizier zu sprechen und jedes an sie gerichtete Kompliment oder artige

Wort mit „nie rusuhmie“ (ich verstehe nicht) abzuweisen, ob sie sich gleich am letzten Abende, als sie sich mit einem Soldaten beim Milchverkauf verunreinigte, recht verständlich Deutsch ausdrücken konnte. So lebt bei Fraustadt zur Schande unseres Zeitalters noch eine alte Gräfin, die alle ihre Stuben räuchern und kehren liess, sobald ein Deutscher sie betrat. Im übrigen ist es nicht zu leugnen, vieles ist doch besser, als der Deutsche gemeinhin glaubt und von manchem Übertreiber berichtet wird. Wenn aber in dem ganzen Lande auch gar nichts Gutes wäre, so würde doch das Land selbst gewiss einen jeden für die üble Behandlung der Bewohner entschädigen. So ist die Gegend von Santomischel bis Miloslaw z. B. äusserst schön und wechselt wirklich romantisch mit kleinen Höhen, vereinzelten Laubholzwäldchen, zumal Birken und Teichen. In ihr präsentiert sich aber vorzüglich überraschend das freundliche Vinagora des Feldmarschalls Dombrowski, welches er vom Kaiser Napoleon zum Geschenk erhielt und von welchem er mit seinen dazugehörigen Dörfern ungefähr 12 bis 14 000 Thaler Einkünfte hat. Es war dies sonst ein königl. Domänengut und an einen deutschen Oekonomen auf gewöhnlich preussischen Fuss in Pacht gegeben, weshalb es denn auch ausser dem anständigen Wohnhause des Feldherrn noch einige Ziegeldächer und insbesondere gut behandelte Felder hat. Dieser bekannte General, der nun erst vor kurzem wieder geheirathet hat, wohnt, wenn er sich nicht in Posen aufhält, immer hier und widmet sich nach so viel überwundenen Strapazen ganz der Ruhe auf seinen Lorbeeren im stillen, häuslichen Zirkel und dem angenehmen Landleben. Sein Sohn wohnt auch hier, und beyde sind geliebt und geschätzt.

Der nächste Nachbar des Generals ist der Staroste Joseph Mielzinski in Miloslaw, der das Unglück hat seit seinem 19 ten Jahre an den Folgen von Blattern sein Augenlicht verloren zu haben. Hier und bei dem Herrn Jaraczewski in Santomischel ist ein Garten, der recht leidlich ist, die aber beide, sowie alle Gärten in Polen, die sich auszeichnen, von deutschen Gärtnern, gewöhnlich von Berlinern besorgt wurden. Herr Mielzynski hatte in diesem Jahre sein Obst für 2000 polnische Gulden, also für 333 Taler verpachtet und das will in Polen viel sagen, weil fast überall ausser einigem Hartobst die Baumzucht fehlt. Auch eine Hortensia, die in Polen gerade so selten als in der Oberlausitz gewöhnlich ist, (denn dort hat sie ein jeder, selbst in Görlitz nnd Bautzen der geringste Bürger, vor dem Fenster) fand ich hier zuerst. Was mich aber am meisten erfreute, war die Erbauung eines ganz neuen massiven Wohngebäudes im Style eines netten Pavillons, das wirklich reinen architektonischen Geschmack verrät und dem Baumeister viel Ehre macht. Es wird, wenn es

ganz fertig ist, dem sehr elenden Städchen eine wahre Zierde geben.

Es ist nicht zu glauben, wie sehr ein solches Häuschen, ein freundlicher Mensch, ein kleiner Berg, eine Allee oder ein Laubwäldchen hier uns erheitern kann. Man ist bey einem solchen Anblick dann allemal lange ausgesöhnt mit seiner elenden Lebensart. Und da Sie, der Sie sich Polen vielleicht noch weit schlechter vorstellen, als es wirklich ist, die frohen Empfindungen wahrscheinlich mit mir teilen werden, so will ich Sie wenigstens nur zum Beweise des Gegenteils in die Wohnung des Wagenfabrikanten Herrn Kirst führen, um Ihnen etwas zu zeigen, das Sie vielleicht in dem so ganz elenden Orte am wenigsten erwarteten. Dieser geschickte und gebildete Mann verfertigt an seinen neuen, schönen, gutgebauten Wagen Räder aus dem Ganzen, d. h. die Felgen und benutzt dazu eine von ihm selbst konstruirte, sinnige Maschine. Überhaupt erblickt man hier in Polen manches, wovon ich mich nicht erinnere es anderwärts gesehen zu haben. —

Zachorowa[1]), im August-Monat.

Wir sind nun aus dem Departement Posen heraus und in das von Kalisch getreten, ohne zu wissen, ob wir es hier besser oder schlechter bekommen. Indessen so viel ist gewiss, dass dieses kleine Städtchen, so sehr es auch die Einwohner von Peysern verschreien wollten, reinlicher und ordentlicher ist, als die verlassene Kreisstadt an der Warthe. Nie, so lange ich noch marschierte (ich diente schon in den Feldzügen am Rhein), habe ich in irgend einem Orte so wenig Polizey gefunden als in Peysern. Der Konsul-Regens ist ein Pole und lässt als solcher viele Ungezogenheiten der Mehrzahl der Einwohner zu.

Die bekannte Veränderung der Dinge[2]), wo so mancher brave Deutsche seines Amtes entsetzt oder wohl gar niederträchtig behandelt wurde, hat manchen an den verschiedenen Orten zum Vater der Stadt gemacht, unter welchem die Polen recht herzlich triumphiren, die armen unterdrückten Deutschen aber bittere Thränen weinen. Hier wie an den meisten Orten wären bei Beginn der Insurrecktion die grössten Grausamkeiten gegen die Deutschen verübt worden, hätten die einrückenden Franzosen nicht aus allen Kräften dem schwachen Teile beygestanden. Man hatte auf diese Freude schon die ganze Stadt illuminiert, und alle Polen, vorzüglich die unruhigen Köpfe, zogen wie anderwärts im herrlichsten Triumphe den Franzosen entgegen, ruften

---

1) Zagorowo a. d. Warthe, östlich von Peisern.

2) Gemeint sind die durch den Tilsiter Frieden bewirkten territorialen Besitzverhältnisse.

im lauten lauten Jubel: Es lebe der Kaiser! Es leben unsere Erretter! küssten den Soldaten die Steigebügel und lagen vor ihnen im Staube; fluchten, verwünschten und wimmerten aber am anderen Tage, als sie fast ohne Ausnahme Schläge bekommen hatten, weil sie die Erretter mit schwarzem Brote und Schnapps, anstatt mit weissem Brot und Wein abzuspeisen versuchten. Inzwischen blieben natürlich die Deutschen abgesetzt, und mancher Pole rächte sich dadurch, dass er die verwöhnten Gäste künftig von sich hinweg und zu den Deutschen legte. So haben die Deutschen am meisten und ungemein gelitten.

Es ist sich kein Begriff zu machen, welches Elend die alten preussischen Offizianten (Beamten) mit Frau und Kindern, oft ohne Brot, unter dem Drucke der Polen seither erduldeten und noch erdulden. Man muss ihre Lage kennen, kein Geld und bey dessen Mangel keine Unterstützung zu haben, weil man unter lauter Fremden und Feinden lebt, die sie hassen. Eine lange Zeit, bis zu der menschenfreundlichen Erklärung des edlen Davousts und des ernsthaften, scharfen Edicts des biederen Dombrowski getraute sich kein Deutscher auf die Strasse. Ehre den beiden Männern und Dank, tausend Dank der Deutschen in Polen dem grossen Kaiser, dass er diesen braven, thätigen Männern so ernste Protecktion verlieh.

Peysern ist für eine polnische Stadt gar nicht übel gebaut und liegt äusserst romantisch auf einem Berge an der Wartha, hat ein Franziskanerkloster, welches aber jetzt nur 4 Brüder in sich hält, das Kreisamt und ein Zuchthaus. In letzterem geschah der Versuch von den Züchtlingen, wie in Torgau zu Sachsen, sich der Fesseln zu entledigen; die Verbrecher wurden aber, nachdem sie bereits schon in den Vorhof gekommen, durch den Beystand eines braven französischen Unteroffiziers und zwölf seiner Untergebenen wieder in dass Gefängniss, mit gegenseitigem Verlusst von 26 Mann, zurückgetrieben.

Nicht weit von Peysern liegt R a t t e y, welches der General Dombrowski, als er bewiess, dass Vinagora nicht die versprochenen 80 000 Franken Renten trug, noch zur Ergänzung bekam, und welches in einem ganz vortrefflichen Zustande ist, weil es seither die Hand eines deutschen Pächters pflegte. Gedachter Herr General fand aber Ursachen, diesen braven Mann aus der Pacht zu wünschen, worüber sich ein Prozess entspann, der eben jetzt von der Posener Regierung zum Nachteil des Generals entschieden ist.

Peysern litt gerade vor einem Jahre an einer sehr grossen Feuersbrunst, die eine Kirche und 180 Feuerstätten in die Asche legte, welches Unglück dann die Lasten der Einquartierung sehr vermehrte.

Zachorowa, Abends.

Hier in Polen könnte man eine Naturgeschichte blos aus seiner Stube schreiben, wenn man nur die Kenntnisse eines Büffons und vorzüglich ein gutes Mikroscop besässe. Aber selbst ohne diese hätte ich Ihnen z. B. schon mannichmal neben meinem Bette Bemerkungen über Schweine, Hühner, Enten, Gänse und Consorten liefern können, auch mich in das Insectenreich zu verlieren Gelegenheit gehabt, wenn ich nur Laune dazu hätte. Aber wo sollte diese herkommen?

Tritt man in das Quartier, so laufen mürrische, verdriessliche Gesichter in den Weg und beantworten die kleinste Anfrage, etwa nach einem Glase Buttermilch, oder sonst einer Kleinigkeit mit ihrem immer jederzeit fertigen „niemanitsch" und „nierusuhmie", nicht da und ich verstehe nicht. Ist dieses überstanden, so dampft aus dem angewiesenen Loche ein Dunst entgegen, der uns sogleich wieder in das Freie und oft wohl in die brennendste Sonnenhitze jagt, da hier Baumzucht und folglich Schatten mangelt. So naht sich der Mittag, aber er bringt nichts zu essen, als immer und immer wieder etwas Magazinfleisch und einige Erbsen als Gemüse. Wollte man schlafen, so kommen Tausende von Fliegen dazwischen. Nun läuft man aus Verdruss von Hause zu Hause, besucht hier, besucht dort einen Kameraden, findet es nirgends besser und hat endlich den Tag ohne Freude und wohl auch ohne Ruhe vergeudet. Woher also Laune? Heute dürfte ich sie ja zwar mit hinaus in die schöne Gegend nehmen, oder in das gegenüber liegende Kloster Longd, um Sie recht angenehm zu unterhalten, allein es ist jetzt (um sieben Uhr) noch eine zu drückende Hitze, dass Sie wohl schwerlich Lust zu folgen haben möchten, und so ist es besser, Sie gefallen sich bey mir in dem kleinen Oertchen, das bis jetzt noch dem ehemaligen preussischen Generale, Fürsten von Hohenlohe gehört und doch wenigstens reinlich ist. Wüsste ich eine fahrende Gelegenheit, so würde ich Ihnen eine Partie zwischen hier und Peysern auf die Holländerei zu der schönen Deutschen anbieten, die heute uns auf den ersten Blick so allgemein entzückte und in ihrer Haltung des Körpers und ganzen Grazie gewiss keiner Polin nachstand. Indess dazu ist es zu spät, ob uns gleich die hiesigen Kutscher, zumal wenn man ihnen ein Prentko (geschwind) donnert, etwas rascher wie die sächsischen vorwärts bringen. Von dem polnischen Fuhrwerk hat wohl überhaupt nur der einen Begriff, der es in dem Lande selber sah. Vier unansehnliche kleine Pferde, an einer einzigen Leine, durch einen kleinen Knaben regiert, und doch — fort geht es, ohne bis zu der nächsten Station aus dem Trabe zu kommen."

Damit schliessen die Marschbriefe des sächsischen Offiziers, soweit sie im ersten Bande des „Intelligenzblattes zu den Friedenspräliminarien“ enthalten sind.

Die Handschriftensammlung auf Schloss Rogalin.

Von

A. Warschauer.

Kętrzynski W., Biblioteka hr. Raczynskich w Rogalinie. (Lemberg) 38. S. 8⁰.

Dass das schöne Schloss Rogalin, im Kreise Schrimm, im Besitze der Raczynskischen Familie, eine stattliche Bibliothek und eine Handschriftensammlung, die zum grössten Teil von dem Grafen Eduard Raczynski, dem Begründer der Raczynskischen Bibliothek zu Posen, herrührt, besitzt, war im Allgemeinen bekannt. Da es aber bisher kaum möglich gewesen ist, zu diesen wissenschaftlichen Schätzen Zutritt zu erhalten, so ist über ihren Umfang und ihre Bedeutung kaum etwas Zuverlässiges in die Öffentlichkeit gedrungen. Um so dankenswerter ist es, dass der verdiente Leiter des Ossolinskischen Instituts zu Lemberg, Professor Dr. W. Kętrzynski, im vergangenen Jahre die Handschriftensammlung mit Erlaubnis ihres jetzigen Besitzers durchgesehen und über ihren Inhalt einen Bericht erstattet und veröffentlicht hat, an den wir die nachfolgenden Bemerkungen knüpfen.

Der genannte Gelehrte hat zweifellos der Durchsicht der Sammlung nur kurze Zeit widmen können, so dass seine Angaben vielfach nur summarisch ausgefallen sind und unsere Wissbegierde nicht immer ganz befriedigen. Trotzdem sind seine Mitteilungen ausreichend, um zu zeigen, dass wir es mit einer wenn auch nicht sehr umfassenden so doch historisch beachtenswerten Sammlung zu tun haben durch deren Öffnung für die wissenschaftliche Benutzung der Besitzer sich den Dank aller derjenigen erwerben würde, die sich mit landesgeschichtlichen Forschungen beschäftigen.

Das Repertorium der Sammlung weist weder eine sachliche noch eine ganz streng chronologische Anordnung auf, und da der Verfasser des vorliegenden Berichts diesem Inventar folgte, so gehen seine Angaben sachlich etwas bunt durcheinander. Die Hauptmasse des Materials besteht aus Akten und Korrespondenzen zur polnischen Geschichte des 16. bis 18. Jahrhunderts, selbst wo

das Quellenmaterial älter ist, stammen doch die Abschriften, in denen es die Sammlung ausweist, erst aus der genannten Zeit: so die drei Dlugoschhandschriften (Nr. 26—28) des 16. Jahrhunderts, die von dem letzten Herausgeber der Werke dieses grössten polnischen Geschichtsschreibers nicht benutzt worden sind. Aus dem Mittelalter scheinen in der ganzen Sammlung nur zwei Originalurkunden, Schenkungen an das Kloster Sulejow aus den Jahren 1206 und 1208 (undatirt) zu stammen. Beide hat der Verfasser im Anhang zu seiner Schrift abgedruckt, da sie dem Herausgeber des Codex diplomaticus minoris Poloniae entgangen sind, obwohl sie schon früher einmal in den Jahrbüchern der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau (Band 19 Jahrgang 1827 S. 127—55) gedruckt waren.

Der grösste Schatz der Sammlung sind die 17 Folianten der sog. Acta Tomiciana, die grosse Urkundensammlung aus der Zeit des Königs Sigismund I, deren Veröffentlichkeit jetzt rüstig fortschreitet und bereits bis zum 12. Bande gediehen ist. Über diese Handschrift und ihr Verhältnis zu der anderen handschriftlichen Überlieferung derselben Quelle, hat Kętrzynski sich bereits früher in den Jahrbüchern der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Posen Bd. VI in der Abhandlung: O Stanisławie Górskim, kanoniku płockim i krakowskim i jego dziełach, ausgesprochen.

Vielfach sind Sammelbände mit den verschiedensten Materialien, Briefen, Reichstagsreden, Versen, Landtagsbeschlüssen etc. vertreten, wie sie besonders im 17. Jahrhundert gewöhnlich in polnischen Adelshäusern angelegt wurden, sog. Silvae rerum. Wie es scheint, entstammen die wichtigsten davon dem Besitze des Abraham Ciświcki, Kastellans von Schrimm, Besitzers der Herrschaft Bentschen, der sowohl politisch als literarisch in der Geschichte des Landes keine unbedeutende Rolle gespielt hat. Eine Anzahl dieser Folianten hat Kętrzynski genau durchgesehen und die einzelnen Stücke, die in ihnen enthalten sind, aufgeführt. Von landesgeschichtlichem Interesse ist z. B. Nr. 38, der ein Tagebuch des preussischen Feldzugs des Abraham Ciświcki, eine Warentaxe vom 10. Oktober 1637 und „grosspolnische Angelegenheiten“ von 1637—52 enthält. In einem andern dieser Bände (Nr. 35) sind Originalbriefe desselben Abraham Ciświcki von 1644 enthalten. Nr. 34 gibt eine auch sonst schon bekannte Urkunde über die schlesisch - grosspolnische Grenze von 1528, Nr. 43 von eben solche von 1540.

Sehr zahlreich sind die politischen Korrespondenzen, besonders aus der Zeit Johann Sobieskis, wozu auch Nr. 63 die Korrespondenz des brandenburgischen Geschäftsträgers am polnischen Hofe, Hoverbeck, gehört. Mehrere Bände enthalten Ab-

schriften von Urkunden über die polnische Geschichte aus dem vatikanischen, Königsberger, Frauenburger und Kopenhagener Archiv. Der Foliant Nr. 32 enthält Aktenstücke über den Rokosz des Zebrzydowski, deren Tragweite aus den kurzen vorliegenden Bemerkungen aber nicht klar erkannt werden kann.

Eine Anzahl der Handschriften verdient an dieser Stelle eine besondere Beachtung, da ihr Inhalt für die ältere Geschichte gerade unserer Provinz von Bedeutung ist. Leider sind die Angaben gerade über diese Handschriften nicht sehr ergiebig, so dass ihre weitere Untersuchung sich sehr empfehlen würde. Hierzu gehört Nr. 108 und 109, die bezeichnet sind als „Urkunden für grosspolnische Städte, Abschriften". Es muss vorläufig dahingestellt bleiben, ob in dieser Sammlung, von der auch nicht angegeben ist, wann und zu welchem Zwecke sie hergestellt worden ist, sich vielleicht Stücke finden, deren Originale jetzt verloren oder die sonst unbekannt sind, so dass sich aus ihr Ergänzungen für das Buch „Die städtischen Archive in der Provinz Posen" gewinnen liessen. Ähnliches gilt von den beiden Privilegienbüchern des Klosters Paradies (Nr. 51, 52) und dem Privilegienbuch des Klosters Blesen (Nr. 53). Andere der hierher gehörigen Handschriften geben über historische Persönlichkeiten unserer Landesgeschichte Aufschluss. So Nr. 184 über den Lubiner Benediktinermönch Bernhard von Wębrzeźno, der in Folge seines frommen Lebenswandels nach seinem 1603 erfolgtem Tode selig gesprochen wurde und der nach der Legende durch sein Gebet den berühmten Brunnen zu Grätz hat hervorsprudeln lassen (vgl. Zeitschrift VIII S. 334f). Die Handschrift enthält die für seine Seligsprechung geführten Verhandlungen über sein Leben und die an seinem Grabe geschehenen Wunder. Da dieser Prozess im Jahre 1629 geführt wurde, das Rogaliner Manuskript aber aus dem 18. Jahrhundert stammt, so scheint in ihm nicht das Originalprotokoll, sondern eine Abschrift desselben vorzuliegen. Literarisch verwendet wurden diese Aussagen übrigens bereits von Chwaliszewski in seinem Buche über das Leben und die Wunder des seeligen Bernhard (Żywot i cuda wielebnego sługi bożego ś. Bernarda z Wębrzeźna. 1881).

Nr. 189 ist die eigenhändige Niederschrift der Selbstbiographie des Cnesener Domherrn Balzer Poraj Pstrokoński, im Jahre 1789 von dem damals 77jährigen Geistlichen verfasst, dessen Leben durch mancherlei fromme Werke ausgezeichnet war. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Neuerbauung der Georgskirche zu Gnesen. Der Graf Eduard Raczynski, der die Handschrift erworben hatte, erkannte ihren kulturhistorischen Wert und veröffentlichte sie in Druck. Aus etwa derselben Zeit stammen die Memoiren des Grafen Lorenz

Engeström 1788—91 (Nr. 193—95), der als schwedischer Gesandter nach Polen gekommen, dort eine Polin heiratete, sich in unserer Provinz ansiedelte und der Stammvater der noch jetzt bestehenden Familie geworden ist. Von diesen Denkwürdigkeiten, die für die letzten Zeiten des polnischen Reiches von Bedeutung sind, hat Raczynski einen kurzen Auszug in seinem Wspomnienia Wielkopolski Bd. I S. 27 mitgeteilt.

Endlich sei noch auf drei Handschriften hingewiesen, die historische auf unsere Landesgeschichte bezügliche Darstellungen darbieten. Nr. 267 enthält unter mehreren anderen Papieren eine „Beschreibung der erbärmlichen Einäscherung und des kläglichen Untergangs der Stadt Lissaw in Gross Pohlen anno 1656 den 28. und 29. Aprilis." Es muss vorläufig dahingestellt bleiben, ob diese Handschrift denselben Inhalt hat, wie eine in dem kgl. Staatsarchiv zu Posen aufbewahrte, die den Titel führt „Beschreibung der erbärmlichen Einäscherung der Stadt Lissa, so geschehen 1656 den 28. und 29. April." Nr. 191 enthält eine in polnischer Sprache abgefasste Geschichte des Landes Fraustadt und seiner gleichnamigen Hauptstadt in Verbindung mit der polnischen Nationalgeschichte aus der Feder des Joseph Joneman. Die Handschrift umfasst 113 Blatt in Folio und stammt aus dem 18. Jahrhundert. Eine Handschrift desselben Inhalts besitzt auch die hiesige Raczynskische Bibliothek unter Nr. 59. Eine Vergleichung beider Handschriften ist noch nicht erfolgt, es scheint, dass das Posener Exemplar das Original ist, da es vielfach Verbesserungen aufweist. Die Jonemansche Geschichte von Fraustadt wäre einer Veröffentlichung sehr wohl werth, da sie viele interessante Daten, besonders zur katholischen Kirchengeschichte der Stadt enthält und überhaupt in ihrer katholischen Auffassung ein Gegenstück zu der Lauterbachschen Darstellung geben würde. Da Joneman die Geschichte des Landes bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts herunter führt, so ist es freilich kaum anzunehmen, dass die Rogaliner Handschrift wirklich aus dem 18. Jahrhundert stammt. Lukaszewicz hat übrigens die Jonemansche Handschrift in dem 4. Bande seiner Geschichte den Schulen in Polen bei der Darstellung der Geschichte des Fraustädter Jesuitenkollegiums benutzt. Endlich befindet sich unter den nicht inventarisierten Stücken der Sammlung noch an Handschrift: „Historisches Fragment betreffend den Netzedistrikt. Schneidemühl 1789, den 27. Dezember. Mit Dokumenten". Es scheint, dass dieses Stück identisch ist mit einem auch sonst in Abschriften verbreiteten Manuskript eines Vortrags, den Johann Ignatz Bochenski, Probst zu Deutsch-Crone, am 27. December 1789 in der Lesegesellschaft zu Deutsch-Crone gehalten hat. Der in deutscher Sprache

abgefasste Vortrag beschäftigt sich mit der Geschichte der Familie Czarnkowski und deren Besitzungen Schloppe und Czarnikau. Veröffentlicht oder wissenschaftlich verwerthet ist das Manuskript unseres Wissens noch nicht.

Literarische Mitteilungen.

Wotschke T., Die Reformation in Kosten. Im Korrespondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens Band IX S. 161—185.

Die Abhandlung des bekannten Forschers auf dem Gebiete der Posener Reformationsgeschichte gibt uns auf Grund fast durchweg unbenützten Quellenmaterials ein anschauliches und, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, für viele Städte unseres Landes typisches Bild des Aufkommens und des Niederganges der Reformation in Kosten. Da sie leider an einer für den Posener Geschichtsfreund schwer zugänglichen Stelle erschienen ist, möge hier ein kurzer Auszug folgen.

Schon zu Anfang der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts scheint sich ein erheblicher Teil der Kostener Bürgerschaft der neuen Lehre zugewandt zu haben. Ein gegen dieselbe gerichtetes Mandat König Sigismunds I vom 28. 12. 1524 blieb wirkungslos; ja es ist vielleicht gar nicht veröffentlicht worden. Während das Pfarramt vorläufig in den Händen der Katholiken blieb, scheint der deutsche Predigtstuhl bald mit Anhängern der neuen Richtung besetzt worden zu sein. An die Stelle der Stiftungen für die Altäre traten in den Stadtbüchern solche für die deutschen Prediger. In welchem Umfange sich die Bürgerschaft der neuen Lehre anschloss, wann und wie weit der Gottesdienst evangelischer Formen annahm, lässt sich allerdings bei der geringen Zahl und der Unbestimmtheit unserer Quellen nicht genau bestimmen, und es scheint mir fast, dass Wotschke den Durchbruch der Reformation zu früh ansetzt. Jedenfalls wäre es wünschenswert gewesen, dass er einige seiner Behauptungen, so die über die religiöse Stellung der einzelnen Prädikanten, über das Entgegenkommen des Pfarrers Latianus gegen die Reformation, über die gottesdienstlichen Zusammenkünfte in Privathäusern, über das Eindringen der neuen Lehre in den umliegenden Kirchdörfern näher begründet und durch Angabe seiner Quellen belegt hätte. Einen entscheidenden Schritt tat die Bürgerschaft erst um das Jahr 1560, indem sie in die erledigte Pfarrstelle einen evangelischen Geistlichen berief, dessen Namen wir allerdings nicht kennen. Aber gerade dieser Schritt sollte verhängnissvoll werden. Der evangelische Pfarrer und mit ihm der evangelische Prädikant wurde vom

Starosten Albert Czarnkowski auf Weisung des Königs vertrieben. Dem nunmehr eingesetzten katholischen Pfarrer Johann Powodowski, der zugleich Posener Domherr war, gelang es bald, Boden in der Stadt zu gewinnen. Besonders zugute kamen ihm die Lehrstreitigkeiten, die in der evangelischen Bürgerschaft ausbrachen. Von Schmiegel aus, über dessen kirchliche Geschichte wir interessante neue Aufschlüsse erhalten, gewannen die Sozinianer, Antitrinitarier oder Arianer auch in Kosten Anhänger. Verschiedene gegen sie gerichtete königliche Mandate von 1572 und 1576 blieben im wesentlichen erfolglos. Der neue evangelische Starost, Andreas Gorka, suchte sie zu schonen. Erst auf ein neues Edikt 1579 — dasselbe ist im Anhange abgedruckt, dort aber irrtümlich von 1577 datiert — und eine erneute strenge Anweisung von 1581 vertrieb er die Sozinianer, die sich nach Schmiegel wandten, während es der evangelischen Gemeinde gelang, einen — im Anhang abgedruckten — königlichen Schutzbrief auf zwei Jahre zu erlangen. Hiermit schliesst die ausführliche Darstellung Wotschkes, in welche die angeführten königlichen Mandate grösstenteils in wörtlicher Übersetzung eingefügt sind. Nur ganz kurz und ohne Angabe von Belegstellen wird zum Schluss noch darauf hingewiesen, dass auch die evangelische Gemeinde infolge der mannigfachen Verfolgungen rasch so zusammenschmolz, dass sie nicht daran denken konnte, sich einen eigenen Pfarrer zu halten.

Die Quellen, in erster Linie die Kostener Stadt- und Grodbücher, siud sorgfältig benutzt, wenn auch, wie schon angedeutet, manchmal sichere Ergebnisse und blosse Vermutungen nicht scharf genug unterschieden sind. Nicht einverstanden erklären kann ich mich mit der Deutung des oben erwähnten Schutzbriefes vom 23. 4. 1581. Zunächst erscheint es zweifelhaft, ob der für alle städtischen Behörden und 14 einzelne Bürger erteilte Schutzbrief, der selbst kein Wort über seine Veranlassung verrät, überhaupt zu den religiösen Streitigkeiten in Beziehung steht. Auch wenn dies, wie Wotschke annimmt, der Fall ist, brauchen nicht alle Ratsherrn, Schöffen und Innungsältesten, die doch nicht als Privatpersonen, sondern als Vertreter der Stadt aufgeführt sind, evangelisch gewesen zu sein. Endlich sind die in dem Briefe angeführten Namen keineswegs „fast ausschliesslich“ polnisch, sondern etwa zur Hälfte deutsch, z. T. allerdings in polonisierter Form. Solche Verunstaltung deutscher Namen durch polnische Schreiber kommt z. B. aber auch in dem rein deutschen Fraustadt in den Grodbüchern und königlichen Mandaten massenhaft vor, ohne dass an der deutschen Nationalität der betreffenden Personen zu zweifeln wäre. Einen Beweis für die Polonisierung der am Antang des 16. Jahrhunderts grösstenteils deutschen Bevölkerung Kostens bietet der Brief also nicht, wenn eine solche auch nach

dem um 1550 in den Stadtbüchern eintretenden Wechsel der Sprache (Vgl. Warschauer, Die städtischen Archive S. 104) zweifellos stattgefunden hat. Interessant und wohl zutreffend ist die Bemerkung Wotschkes, dass die rasche Polonisierung der deutschen Einwohner Polens im 16. Jahrhundert z. T. mit der durch die gemeinsame Annahme der Reformation herbeigeführten Annäherung beider Volkstämme zusammenhängt, dass also die Rückkehr der Polen zur katholischen Kirche in nationaler Beziehung segensreich gewirkt hat. H. Moritz.

Dr. Kremmer, Die evangelischen Kirchen der Provinz Posen. Festgabe des Posener Hauptvereins zur Bromberger Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins für die Posener evangelischen Gemeinden. [1905].

Im vorigen Herbst gedachten wir den grossen Wohltäter unserer Provinz in unserer Mitte begrüssen zu können, den Gustav Adolf-Verein, der in seiner siebzigjährigen reichen Liebestätigkeit so viel für die armen zerstreuten evangelischen Gemeinden des Posener Landes getan, fast allen Kirche und Pfarrhaus hat bauen helfen. Zum ersten Male seit seinem Bestehen sollte in unserer Provinz seine Hauptversammlung stattfinden. Bromberg hoffte sie am 19.—21. September in seinen Mauern tagen zu sehen. Da hat die Choleragefahr, die vor Monaten drohend sich erhob, leider noch in letzter Stunde den Verein ferngehalten. Mit Liebe und Opferwilligkeit hatten sich unsere Gemeinden auf seinen Empfang gerüstet, fleissig gesammelt, um ihm nach alter schöner Sitte ein Dankopfer zu bringen, und die Gustav Adolf-Stiftung suchte hinwieder durch ihre Vertretung in unserer Provinz, den Posener Hauptverein, den Gemeinden zu dienen, sie hineinzuführen in ihre wunderbare, an Verfolgung und Trübsal, aber auch an Rettung und Gotteshilfe so reiche Vergangenheit, wie sich sich zeigt in der Geschichte ihrer Gotteshäuser. Sie veranlasste die Abfassung und Herausgabe der vorliegenden Schrift. Ein treffliches kleines Büchlein, das seinen Zweck bestens erfüllt und für das unsere Gemeinden dem Verfasser rechten Dank schulden. In lebendiger fesselnder Darstellung erhalten wir einen Überblick über die evangelischen Kultstätten im Reformationsjahrhundert und in der folgenden langen Märtyrerzeit; die Geschichte der Gotteshäuser bis in die Gegenwart hinein zu verfolgen, hat ein äusserer Grund, der geringe Umfang, der für die Festschrift vorgesehen war, leider nicht gestattet. Wir sehen in den Jahren des Werdens und Entstehens einer evangelischen Glaubensgemeinschaft die Gläubigen zuerst in Sälen sich zu gemeinsamer Andacht versammeln, bis dann die fortschreitende Reformation ganze Gemeinden der evangelischen Predigt zuführte, und so in selbstverständlicher Entwicklung die alten Gotteshäuser der

erneuerten Kirche dienten, oder wo Neubauten erforderlich waren, diese für den evangelischen Gottesdienst errichtet wurden. Aber die Blüte evangelisch kirchlichen Lebens brach der Druck der langen Verfolgungszeit. Die meisten Gotteshäuser wurden den Evangelischen entrissen, nicht wenige auch von ruchlosen Händen geplündert, niedergerissen und verbrannt, neue aber zu errichten, ward nur in den seltensten Fällen und nach grossen Zahlungen gestattet. Daher die materielle Armut der meisten evangelischen Kirchengemeinden noch heutigen Tages. Vierzig meist recht gut gelungene Abbildungen von Gotteshäusern sind in den Text eingefügt und machen die Schrift, die schnell ein Lieblingsbuch der evangelischen Gemeinden geworden ist, noch interessanter. Für seine wahrscheinlich bald nötig werdende zweite Auflage möchte ich einen zwiefachen Wunsch äussern, dass der Verfasser der Unterstützung, die den evangelischen Gemeinden beim Bau ihrer Gotteshäuser in vergangenen Jahrhunderten von ihren Glaubensbrüdern in der Ferne zuteil geworden ist, also der Gustav Adolf-Arbeit vor Gründung der Gustav Adolf-Stiftung, ausführlicher gedenken und zum andern in der Übernahme von Nachrichten ein wenig mehr Kritik üben möchte. David Sauer (S. 15) z. B. ist nicht der erste evangelische Pfarrer in Bauchwitz gewesen, noch weniger ein Schüler Melanchthons, er hat erst 1568 in Frankfurt studiert; auch kein Gutsherr Skaniecki hat dort die Reformation eingeführt, sondern die bekannte Familie Schlichting, ein Skaniecki, doch wozu den Sohn eines alten deutschen Adelsgeschlechtes mit polnischem Namen nennen, ein Stentsch (die Familie besass das Erbgut Stentsch im Schwiebuser Kreise) hat nur das Nachbargut Lagowitz um 1580 in Pfand gehabt.

Th. Wotschke.

Geffken, H.: Preussen, Deutschland und die Polen seit dem Untergang des Polnischen Reiches. Berlin 1906. 8⁰ 168 S.

Der Verfasser will „im wesentlichen historische Darlegungen“ bieten, sein Thema als Ganzes jedoch auch „unter den Gesichtswinkel eines beherrschenden philosophischen oder — genauer gesagt — ethischen Gedankens“ rücken, um die eine straffe Germanisationspolitik mehr als alles andere schädigende, noch in weiten Kreisen verbreitete Unklarheit über das Sittengesetz des modernen Staatslebens zu bekämpfen.

Der philosophischen Betrachtung sind indessen fast nur die ersten 12 Seiten des 1. Abschnitts: „Das Sittengesetz des modernen Staatslebens und der Untergang des polnischen Reiches“ gewidmet. Nach dieser Erörterung segelt der Verfasser, des ethischen Ballastes ledig in seine geschichtlichen Ausführungen hinein. Diese behandeln S. 20/35 die Zeit bis 1815 und im

2. Abschnitt in 7 Kapiteln die Epoche von 1815—1900. Der knappe 3. Abschnitt (S. 140/58): „Das Deutsche Nationalbewusstsein und die Polen seit 1815“ hebt einige Momente des parlamentarischen Kampfes, von 1848/9, einige Beläge für die heute noch schwankende Haltung mancher politischer Parteien und einige Kennzeichen des erwachenden, den weltbürgerlichen, polenschwärmerischen Liberalismus früherer Jahrzente im deutschen Volksleben ablösenden Nationalgefühls hervor. Als Anhang folgt (S. 159/68) ein nochmaliger Abdruck der Flottwellschen Denkschrift vom 15. März 1841 nach dem Text bei Knorr: Polnische Aufstände etc. Auch G. ist es dabei entgangen, dass das königlich sächsische Dekret über die Verfassung der Städte und Dörfer im Herzogtum Warschau vom 23. Februar, nicht 23. Juli 1809 datiert ist (Laube I S. 187) und dass die preussischen Gesetze über die Befreiung des gewerblichen Lebens in der Provinz Posen am 13., nicht 15. Mai 1833 erlassen sind (vgl. S. 53).

Für die Zeit bis 1847 lehnt sich G. bei seiner Schilderung vorwiegend an Treitschkes Deutsche Geschichte und Chr. Meyers Geschichte des Landes Posen. Nach dem Versiegen beider Werke ersetzt sie Knorr. Der wirtschaftliche Kampf der zwei streitenden Nationen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wird unter Zugrundelegung von Wegner's Buch dargestellt und gelegentlich durch Notizen der Presse illustriert (z. B. S. 134/5; die betr. Stelle schon in Wagner-Vosbergs Polenstimmen S. 212/3). Ausserdem unterzieht der Verfasser die preussische Schulgesetzgebung in der Ostmark einer Prüfung. Hierbei gerät er auch an die Bamberger (S. 87/9). Er verweist zwar für seine Schilderung gleich im ersten Satz auf Bär's Schrift, löst sich dann aber gegen seine sonstige Gewohnheit von seiner Vorlage los. Dafür verfällt er in eine wunderbare Gedankenharmonie mit Boguslawski (85 Jahre etc.). Die hieraus entspringende Übereinstimmung der Texte wäre unter allen Umständen besser zu vermeiden, ist aber in diesem Falle doppelt peinlich, weil sie bei misstrauischen Lesern den Argwohn erwecken könnte, als habe G. nur Boguslawski benutzt und Bär bloss deshalb zitiert, weil auch dieser es tut. Der Zufall, dass beide Autoren den Titel der Bär'schen Arbeit gleichmässig falsch anführen, ist nicht dazu angetan, diesen Verdacht zu entkräften.

Im allgemeinen besitzt G. nicht den Ehrgeiz, über seine Vorlagen hinauszugehen. Er schreibt z. B. Treitschke sehr ergiebig, wenn auch leider nicht immer wörtlich und nicht immer mit den wünschenswerten Hinweisungen auf dieses Muster aus. Die Abweichungen geschehen meistens auf Kosten der Klarheit und Kürze; nicht selten wird Treitschkes Lapiderstil ohne Not verwässert, so wenn (S. 47) „fortan“ durch ein sinnentstellendes

„fortwährend“ ersetzt oder (S. 44) das von den Polen für die Schulen geforderte „besondere Ephorat“ in eine „besondere Aufsicht“ verwandelt wird. G. folgt seinem Gewährsmann noch da, wo dieser irrt, so ist z. B. die Posener Kreditanstalt 1821, nicht 1817, in das Leben getreten (S. 43), und eine sinnlose Übertreibung muss es genannt werden, wenn G. (S. 46) nach Treitschke (II. S. 63) behauptet, schon zu Ende des Jahres 1830 hätten sich den Aufrührern im Königreich Polen 12 000 Mann aus der Provinz angeschlossen; die Zahl der übergetretenen preussischen Untertanen ist überhaupt während der Insurrektion nicht erheblich über 2000 gestiegen.[1]) Durch Treitschke wird der Verfasser auch dazu verleitet, von einem neuen Strom deutscher Einwanderer vor 1830 zu sprechen, der „in erster Linie“, den Städten zu Gute kam, und den gewagten Rückschluss auf „eine bescheidene Blüte“ der königlichen Städte von 1815—25 zu machen; in Wirklichkeit fand während jener Jahre nur eine starke Abwanderung deutscher Bürger (Tuchmacher) statt. Recht anfechtbar ist die auf Treitschke gestützte, von diesem aber garnicht verfochtene These (S. 34/5), dass durch den Widerspruch Frankreichs, Englands und Österreichs gegen die Einverleibung Sachsens, Preussen 1815 genötigt worden sei, sich gegen seinen Willen einen Teil seines früheren Besitzstandes von neuem anzugliedern. Die ihm schon im Vertrag von Kalisch garantierte heutige Provinz Posen hätte der König ihrer geographischen Lage wegen auch bei dem Anfall des gesamten Wettiner Landes schwerlich opfern können; Russland selbst hat auf dem Wiener Kongress nie mehr als die Prosnagrenze ernstlich gefordert, und nur Thorn gab Alexander zum Ersatz für Leipzig.

Die Art und Weise, in der G. (S. 47/8) aus den Worten Treitschkes, Flottwells und seinen eigenen Zutaten neue Sätze bildet, sie in Anführungsstriche kleidet und den Lesern äusserlich in der Form eines Originalzitates aus einem dem Verfasser nur durch Treitschkes Vermittelung bekannt gewordenen Bericht des Oberpräsidenten vorsetzt, ist zum mindesten recht merkwürdig.

Entstellt wird G.'s Buch neben zahlreichen störenden Druckfehlern durch Flüchtigkeiten und Irrtümer, die auch bei weitherziger Beurteilung als über das Mass des Entschuldbaren hinausgehend bezeichnet werden müssen und gegen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit des Autors berechtigte Zweifel erregen dürften. Wir lesen z. B. 1776 statt 1770 oder 71 (S. 31), 1807 statt 1817 (S. 40), 1883 statt 1833 (S. 51), 1896 statt 1886 (S. 105), 25. statt 26. Dez. 1831 (S. 48 und 56), Powitz statt Powidz

---

[1]) Ich habe die genaue Zahl nur für den Regierungsbezirk Bromberg bei der Hand; es waren hier 571.

(S. 37), Krauss statt Kraus (S. 47), Lucassynski statt Lukasinski, Mochnaki statt Machnicki (S. 40), Nagielewski statt Niegolewski (S. 68), Warschau statt Wreschen (S. 74 u. 75), richtig Dzialynski, dagegen Poninsky, Raczynsky (S. 60), dagegen Raczynski (S. 61). In den S. 142/3 zitierten Versen Platens fehlt die Andeutung, dass eine Strophe ausgelassen ist.

Wiederholt spricht der Verfasser von dem Tumult zu Opalenitza am 14. September 1896. Es bleibe dahin gestellt, ob die Befürwortung einer strammen Ostmarkenpolitik mit dem Hinweis auf dieses Ereignis eine besondere Geschicklichkeit verrät. Nach der Klarlegung des Sachverhalts durch gerichtliche Untersuchung wurde der Held des Vorfalls, der Distriktskommissar von Carnap bekanntlich fast von der gesamten deutschen Presse, selbst von der „Post“ energisch abzuschütteln gesucht. Auf die Gründlichkeit von G.'s Informationen wirft es aber ein bezeichnendes Licht, dass er den Ort der Handlung in den Regierungsbezirk Marienwerder verlegt, wo es zufälligerweise ein Dörflein des Namens Opalenitza gibt. G. spricht aber harmlos von einer Stadt mit einem Industrieverein, einem Bahnhof und einem Distriktskommissar und lässt den Erzbischof von Gnesen und Posen dieser Stadt einen offiziellen Besuch abstatten. Den Gendarmeriewachtmeister aus Neutomischel macht er ohne sichtbaren Grund zu dem aus Santomischel und lässt ihn dann in Westpreussen auf der Bildfläche erscheinen. Wünschenswert wäre endlich eine nähere Erklärung darüber gewesen, in welchem Zusammenhang ausgekommene Brände zu Alt-Bukowitz, Kreis Berent in Westpreussen, mit dem Krawall zu Opalenitza bei Bentschen stehen sollen? Vermutlich liegt hier eine neue Verwechslung mit Bukowiec (Kreis Neutomischel) vor.

Alles in allem stellt sich hiernach der historische Wert der vorliegenden Arbeit als minimal, als dilettantenhaft dar. Nirgends geht G. über seine Vordermänner hinaus und versucht das ihm gebotene Material selbständig zu durchdringen. Es ist von dem Verfasser einer in wissenschaftliches Gewand gekleideten Schrift doch mindestens zu verlangen, dass er sich mit der neuesten und besten Literatur über seinen Gegenstand bekannt macht. Aus diesem Gesichtspunkt ist es zu verurteilen, dass G. für die westpreussischen Verhältnisse und die Ereignisse von 1848 die Autorität Chr. Meyers heraufbeschwört, während wir vergeblich nach einem Hinweis auf Koser und Kunz suchen. Gerade weil Meyers Buch heut noch nicht in allen Teilen entbehrlich ist, erscheint es um so gebotener, seine Benutzung nach Möglichkeit einzuschränken, selbst für einen Schriftsteller, der sich durch das beiden Männern eigentümliche Bedürfnis engster Anlehnung an vorhandene Werke in

geheimer Wahlverwandtschaft zu Meyer hingezogen zu fühlen scheint.

Es liegt in der Natur der Sache, dass an dieser Stelle vorwiegend die geschichtliche Seite von G.'s Buch gewürdigt, die ethische und politische nur gestreift wurde. Zum Schluss sei indessen die Bemerkung gestattet, dass des Verfasser fraglos guter Absicht ungeachtet, auch in politischer Hinsicht seine Schrift schwerlich dem von ihm beabsichtigten Zweck entsprechen durfte. Arbeiten wie die vorliegende geben dem Gegner Waffen in die Hände und verbreiteten unrichtige Vorstellungen in den Kreisen der deutschen Leser. G.'s Buch ist ein neuer Beweis dafür, dass die überaus schwierige polnische Frage nicht den literarischen Nährboden für Schriftsteller abgeben sollte, die ohne praktische Kenntnis der Dinge diese vom Schreibtisch aus durch die Brille historischer Anschauungen sehen, die sie sich nicht nach dem Grundsatz: audiatur et altara pars; nicht durch unmittelbares Studium, sondern nach vorgefassten Meinungen und nach Vorlagen von sehr ungleicher Zuverlässigkeit gebildet haben.

Manfred Laubert.

Weltgeschichte. Herausgegeben von Hans F. Helmolt. Band V. Südeuropa und Osteuropa. Von Prof. Dr. Rudolf von Scala, Prof. Dr. Heinrich Zimmer, † Prof. Dr. Karl Pauli, Dr. Hans F. Helmolt, Dr. Berthold Bretholz, Prof. Dr. Wladimir Milkowicz und Dr. Heinrich von Wlislocki. Mit 5 Karten. 4 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen.
Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut. 1905. 630 S.

Die von Meyers Bibliographischem Institut durch Hans Helmolt vor einigen Jahren in Angriff genommene neue „Weltgeschichte“ sucht diesem umfassenden Begriffe noch mehr als die älteren Werke Beckers und Webers nahe zu kommen, indem sie — soweit die heutigen Forschungsergebnisse es gestatten, auch die Geschichte der Völker fremder Erdteile — unter starker Betonung der Kulturentwicklung in den Kreis ihrer Betrachtung zieht. Ebenfalls abweichend von den älteren Weltgeschichten ist hier der Stoff nicht nach chronologischen, sondern mehr nach geographischen und ethnographischen Gesichtspunkten gegliedert. Natürlich war die Bearbeitung eines solchen Riesenwerkes in nicht allzu grossen räumlichen Grenzen, wo auch bei Durchführung grosser Gesichtspunkte doch eingehendste Detailkenntnis sich unentbehrlich zeigte, nur möglich im Rahmen eines Sammelwerkes unter Heranziehung von tüchtigen Spezialgelehrten für die einzelnen Kapitel jedes Bandes. Mehrere Verfasser waren also auch tätig an dem hier vorliegenden 5. Bande, der der Völkergeschichte Südost- und Osteuropas gewidmet im einzelnen nacheinander behandelt: I. Das Griechentum seit Alexander d. Gr. II. Die europäische Türkei und Armenien. III. Die Albanesen.

IV. Böhmen, Mähren und Schlesien bis zu ihrer Vereinigung mit Östereich im Jahre 1526. V. Den slovenischen und serbo-kroatischen Stamm. VI. Die Donauvölker. VII. Osteuropa (d. h. Polen und Russland).

Dem Rahmen dieser Zeitschrift entsprechend darf sich die Besprechung dieses Werkes auf den Abschnitt: Polen des letzten Kapitels beschränken, das von Wladimir Milkowicz, Professor an der Universität Czernowitz, bearbeitet ist. Er gliedert den Stoff in vier Abschnitte: Polen vom 10. Jahrhundert bis zum Jahre 1382, Polen vom Ende des 14. bis zum Beginne des 16. Jahrhunderts, Das Aufsteigen und Sinken der polnischen Macht, Das letzte Jahrhundert des polnischen Reiches. Die Darstellung ist bemüht, den Gang der Entwicklung namentlich auch in der polnischen Staatsverfassung in grossen Übersichten richtig zu zeichnen, hat aber, wie sich an verschiedenen Stellen zeigt, den Forschungsergebnissen der letzten Jahre gegenüber ältern Schilderungen zu wenig Rechnung getragen. Leider ist die Sozial-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte allzuwenig berücksichtig; die Bedeutung der Deutschen Kolonisation ist nur für das 13./14. Jahrhundert, nicht für das 17. Jahrhundert gewürdigt. Die Geschichte der Auflösung Polens d. h. seit 1763 und die für das Verständnis der Gegenwart wichtige Wiederherstellungspolitik im 19. Jahrhundert ist allzu dürftig behandelt im Vergleiche mit den früheren Perioden. Vielfach wünscht sich der Leser, dass die Schilderung weniger allgemein, sondern präziser gefasst und mit Tatsachen belegt worden wäre. Als Berichtigung sei bemerkt, dass das Bistum Posen nicht unter Mainz (S. 462), sondern unter dem Magdeburger Erzstift gestanden hatte. Nicht für jeden polnischen Landesteil hat Kasimir der Gr. zur Unterbindung des deutschen Rechtszuges (S. 476/77) einen Oberhof ins Leben gerufen, sondern nur für Kleinpolen einen in dem Krakauer Gericht begründet, das deshalb auch nicht die ihm vom Verfasser vindizierte Autorität in deutschen Rechtssachen für das Gesamtpolnische Reich hatte.

K. Schottmüller.

(Gembarzewski, B. Wojsko Polskie. Księstwo Warszawskie 1807—1814. Opracował i rysował . . . Z przedmową Szymona Askenazego. Warszawa: Gebethner i Wolff. Kraków: G. Gebethner i Sp. 1905.

Gembarzewski, B. Das Polnische Heer. Herzogtum Warschau 1807—1814. Bearbeitet und gezeichnet von . . . Mit Vorwort von Simon Askenazy. Warschau: Gebethner und Wolff. Krakau: G. Gebethner & Comp. 1905. (XII. 362, LIII. S. 8 Tafeln in Farbendruck und 53 Abb. im Text. Gr.- 4°.)

Der Geschichte des Herzogtums Warschau hat sich in den letzten Jahren das Interesse der polnischen Historiker in erhöhtem Masse zugewendet. Ist doch die Entstehung und Dauer dieses

kurzlebigen Staatswesens ursächlich verknüpft mit der grössten politischen Ohnmacht des so verhassten Preussenstaates, und ausserdem haben ja gerade in jener Zeit mehr als vor- und nachher die soldatischen Tugenden und Neigungen der Polen unter Napoleons Adlern in national organisierten Truppenteilen sich rühmlich zu betätigen Gelegenheit gehabt. Je weniger das Herzogtum Warschau dauernde kulturelle Werte in geistiger und materieller Hinsicht zu schaffen vermocht hat, um so mehr wird man wenigstens die Hingabe und Energie anerkennen müssen, mit der die Polen damals den unaufhörlichen harten militärischen Anforderungen ihres „Befreiers" Napoleon zu genügen versuchten. Als ein würdiges vornehmes Denkmal des polnischen Soldatengeistes dieser Periode darf das vorliegende Buch gelten. Sein Verfasser B. Gembarzewski ist auch zugleich der Schöpfer der zahlreichen anschaulichen und künstlerisch durchgeführten Abbildungen. Der Lemberger Professor der neuen Geschichte Askenazy hat diesem Werk ein längeres Vorwort vorausgeschickt, das die Herausgabe einer so umfangreichen stattlichen Veröffentlichung über den kurzen nur 7 Jahre umfassenden Zeitraum des Herzogtums Warschau mit der Teilnahme der polnischen Armee an den vier grossen Kriegen 1806/7, 1809, 1812, 1813 und an den seit 1808 unaufhörlichen Kämpfen in Spanien motiviert. Dies Vorwort bespricht dann weiter als eine Art historischer Einleitung die Organisationstätigkeit Dombrowskis 1806, seine Stellung zu den zwei andern Hauptführern Joseph Poniatowski uod Zajonczek, die Stärke der Armee in den verschiedenen Jahren und gibt zum Schluss einen Ausblick auf das benutzte Quellenmaterial des Verfassers. Die Organisationsdekrete lagen gedruckt vor in dem „Dziennik praw" (der Gesetzsammlung des Herz. Warschau). Die handschriftlichen Quellen bot zumeist das Warschauer Zentralarchiv und das Archiv des dortigen „Hauptstabes" (Generalstabsarchiv). Die Generalakten namentlich in Beziehung auf die Zivilbehörden seien wohlgeordnet, dagegen bereiteten die Spezialakten als eine „indigesta moles" der Durcharbeitung ausserordentiche Schwierigkeiten; ein Teil der Akten, die an der Beresina erbeutete polnische Feldregistratur, fand sich in Petersburg; vielfache Ergänzungen bot das Dresdener Hauptstaatsarchiv. Eine nähere Spezialisierung des benutzten Quellenmaterial findet der Leser am Schluss des Buches (S. 357); der erste Teil dieser „Bibliografia żrodeł" zählt von ungedruckten Materialien wie Akten, Stabsprotokollen, Stammrollen, Gefechtstagebüchern nicht weniger als 150 Nummern auf, die Zahl der gedruckten Quellenwerke beziffert sich auf 130.

Der Hauptreiz des Buches liegt in den sehr anschaulichen Abbildungen, vor allem in den 8 Farbentafeln, die nach vorzüg-

lichen Aquarellen gut und scharf gedruckt sind, die Textbilder sind nach Bleistiftsskizzen ausgeführt. Die Bilder zeigen die verschiedenen Truppenteile in den mannigfaltigsten Uniformen und Dienstzweigen und zwar ausserordentlich lebendig und naturgetreu in Bewegungen und historischer Umgebung, nicht so steif und unkünstlerisch, wie wir es leider von unser npreussischen Regimentsgeschichten her meist gewöhnt sind.

Das erste Kapitel behandelt die Stäbe und die allgemeine Organisation, es bringt viele Listen von höhern Offizieren mit der Dienstaltersangabe und geht natürlich aus von der 1806/7 zuerst errichteten polnischen Nordlegion, unter deren Offizierkorps der sehr starke Bruchteil von Franzosen neben den Polen auffällt. Das zweite Kapitel gilt der Infanterie und schildert ihre Organisation, Dislokatien, Stärke in den Feldzügen 1806/7, 1809, 1812, 1813, ihre allmähliche teilweise Übernahme auf französischen Sold; es erzählt ferner die Organisation und die Geschichte der einzelnen Infanterieregimenter und beschreibt schliesslich eingehend die Uniformen und Ausrüstungen derselben. Nach denselben Gesichtspunkten wird im 3. und 4. Kapitel die Geschichte der Kavallerie- und Artillerietruppenteile dargelegt. Der Reiterei als besonders bevorzugter Waffe der Polen sind mehrere Farbentafeln gewidmet; je eine den Kürrassieren, Reitenden Jägern, Ulanen und Husaren. Die folgenden Kapitel 5—14 beschäftigen sich mit den Militärschulen (Kadetten-, Artillerie- und Ingenieurschulen, Militärärztliche Erziehung), mit dem Intendanturwesen, Train, Aushebung, Landwehr, Nationalgarde, Gensdarmerie, Ehrengarden, Invalidenwesen, Militärischen Ordensabzeichen. In einer am Schluss angefügten längeren Anmerkung werden in der Form eines Nachwortes die Schicksale der polnischen Armee nach der Schlacht von Leipzig auf Grund eines Berichts Dombrowskis dargelegt. In zwei Anlagen mit besonderer Seitenzählung folgen zum Schluss noch eine Namensliste sämtlicher Offiziere des Herzogtums Warschau und eine aller Offiziere der 1812 tätigen lithauischen Regimenter. — Gewiss verdient dies Werk, in dem grossen Sammeleifer, gründliche Quellendurchforschung, kritische und übersichtliche Darstellung sich mit recht geschmackvoller Ausstattung, — namentlich in den historisch treu und zugleich künstlerisch durchgeführten Bildern — vereinen, rückhaltlose Anerkennung.

K. Schottmüller.

Neues aus der deutschen Literatur in den Ostmarken. Ein Brief des Professor Dr. E. Kühnemann.

Vorbemerkung: Herr Prof. Dr. Kühnemann hat einige Zeit vor seiner Berufung nach Breslau einige Neuerscheinungen der ostmärkischen deutschen Literatur zur Besprechung für unsere

Monatsblätter übernommen. Durch seinen Wegzug von Posen und seine bevorstehende Reise nach Amerika ist er zwar verhindert worden, die Besprechungen in dem gewünschten Umfang zu liefern. Der folgende Brief aber, mit dem er dies mitteilt, kann diese wohl ersetzen, so dass wir ihn unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Auch der Schluss des Briefes, worin Herr Prof. Dr. Kühnemann über die Kritiken seiner Broschüre „Von der deutschen Kulturpolitik im Osten" urteilt, dürfte für unsere Leser von Interesse sein.

Ich sagte Ihnen früher bereits, dass der Gewinn der Bücher, die Sie mir anvertrauten, für unser literarisches und für unser ostmärkisches Bewusstsein leider gering ist. „Der deutsche Michel und sein Weib", von Arthur Sieg (Pierson, Dresden 1905, 99 S. brosch. 2 M.) steht nicht hoch über der Kolportageliteratur und arbeitet mit den bekannten Kontrasten polnischer Treulosigkeit und deutscher gläubiger Biederkeit, ohne jede psychologische Vertiefung oder Verfeinerung. B. Renz „Die polnische Gefahr" (Kürschners Bücherschatz Nr. 450, 110 S. 20 Pf.) ist eine anspruchslose und trockene Erzählung einer historischen Anekdote aus dem Polenaufstand von 1848.

„Die Hexe" von Fritz Döring (Stuttgart, Union, o. J. 106 S. 1 M.) gibt in humoristisch angehauchter Weise ein Stückchen aus ländlichem polnischem Aberglauben, im übrigen die typische Historie von begehrlichen Jünglingen und schnippisch klugen Mädchen, von belohnter und verschmähter Liebe, ohne jedes höhere und selbständige Interesse. Diese drei Bücher streifen nicht einmal die Fragen, die uns alle bewegen, wenn wir an die Lage der Deutschen in der Ostmark denken. Sie benutzen nur als ein Kostüminteresse die gegenwärtige Aufmerksamkeit auf polnische Dinge — zum Aufputz der uralten novellistischen Wirkungsmittel. Daneben tritt dann freilich ein durchaus ernsthafter Schriftsteller mit Karl Busses Ostmärkischen Geschichten „Im polnischen Wind" (Cotta, 1906, 307 S., 3,50 M.). Von diesen ist „Die schöne Andrea" wohl auch nicht viel mehr als eine Düsseldorfiade. Wojcziek Rosbyta, der Postillon; Johann Sobieski; Jan Sotka der Invalide sind gezeichnete Kulturbildchen von stürmischer zehrender Liebe, nationalen Hoffnungen, polnischer Verkommenheit und derber Lebenslust in früherer Zeit.

Aber eine grosse Geschichte ist die, die dem Bande den Namen gegeben hat: vortrefflich wiedergespiegelt im Rückblick des armen halbtoten Landstreichers, den der Gendarm ins Gefängnis begleitet, — von slavischer Haltlosigkeit, unwiderstehlicher Liebe und dem verhängnisvollen Bann der nationalen Hoffnungen. Alles lebt in den brennenden Farben unvergesslicher Jugenderinnerungen wieder auf, und die wehmütige Melancholie resignierter und gebrochener Lebensgefühle durchdringt alles. Aber

die Hoffnung, dass ein grosser Poet sich mit dichterischem Tiefblick der Probleme unseres östlichen Lebens bemächtigen möchte, die Hoffnung, die auch Clara Viebigs „Schlafendes Heer“ in tieferem Sinne unbefriedigt liess, stillt auch dieses Buch nicht. Wie an so vielen Stellen unserer gegenwärtigen Welt ist auch bei uns in Posen das Leben noch unendlich viel interessanter, tiefer und mächtiger als die Literatur über dieses Leben. Welch ein Gewinn könnte es für uns alle sein, wenn ein grosser Dichter uns mit seinem weiten Blick das menschliche Bild jener grossen Kämpfe zeigte, — einer, der jenseits all der Schlagworte stände, die den dortigen Menschen alle Unbefangenheit benehmen, der durch alle Umhüllungen hindurch auf Herz und Nieren sieht und den Menschen erkennt, der hinter den Worten und Strebungen steckt, mit unträglichem Sinn für das menschlich Echte und Wahre. Ein solcher hätte uns viel zu sagen, und vielleicht würde es vielen unter uns gut tun, sich in seinem Spiegel zu erkennen, zu unserer Einkehr, Aufrüttelung und Besinnung.

Begreifen Sie etwas von dem aufgeregten Geschreibe über meine kleine Broschüre von der Kulturpolitik, mit der ich den braven Arbeitern dieser Jahre eine Freude zu machen gedachte?

Sie haben den Vortrag gehört und vermutlich auch die kleine Schrift gelesen und wissen also, dass ich ganz und gar nicht die Umbildung der Akademie in eine Universität verlangt habe. Aber es macht fast den Eindruck, als ob die universitätsfeindlichen Kreise jemand brauchten, gegen den sie als den vergeblichen Verfechter der Idee ihre Waffen richten können. Denn nachdem man hat einsehen müssen, dass die einzige Stelle, an der das Wort Universität im Zusammenhang mit der Akademie vorkommt, offenbar nicht für die Universität spricht, klammert man sich nun an den Ausdruck von der „vollen Intensität des akademischen Lebens“, obschon es hier schon grammatisch ganz unmöglich ist, die Stelle im Sinn der Universitätsentwicklung umzudeuten, da die Akademie und zwar, wie die Stelle ganz unzweifelhaft macht, im geistigen und sozialen Sinne sich nach jener Richtung intensiv weiter entwickeln soll. Mich hat bei der ganzen Behandlung der Sache in den Organen der öffentlichen Meinung eigentlich nur die Wahrnehmung betrübt, mit wie unendlich wenig Geist und Wahrheitsliebe die Fragen ostdeutschen Lebens, deren nationale Wichtigkeit jeder betont, bei uns erörtert werden.

Nachrichten.

1. Kaiser Friedrich-Museum. Auf die Ausstellung von Originalradierungen und Reproduktionen nach Gemälden von Rembrandt, zur Feier des 300 jährigen Geburtstages des Künstlers veranstaltet, ist für Ende August bis September eine Ausstellung von etwa fünfzig Gemälden, Studien und Zeichnungen des Malers Franz Herrmann-Roschinno gefolgt, veranstaltet von der Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft (Kunstverein). Der Künstler, der sich vor etwa einem Jahre in der Provinz ansässig gemacht hat, bringt ausser einer Anzahl Porträts auch Landschaften, unter ihnen mehrfach Motive der Posener Landschaft: so eine Tuschzeichnung: Am Buschdorfer-See und ein Ölgemälde mit dem Blick vom Fuchsberg in Roschinno auf den Buschdorfer-See und die Ansiedelungsgüter Buschdorf und Potschanowo. Gleichzeitig sind farbige Radierungen von dem Pariser Maler J. F. Raffaëlli ausgestellt. K. Simon.

2. Die Kanzel und das Chorgestühl der Klosterkirche in Wongrowitz hat Dr. Ing. Jänecke, jetzt Kreisbauinspektor in Osnabrück, in guten geometrischen Federzeichnungen aufgenommen und diese nebst Photographien in der Denkmalpflege 1906 S. 18 veröffentlicht. Diese Zeichnungen sind um so verdienstlicher, als derartige eindringende Darstellungen von Denkmälern der Provinz Posen bisher recht selten geblieben sind. Die Kirche wurde in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in sehr langsamer Ausführung erneuert. Die Kanzel, ein prächtiges Werk des Barocks vom Anfange des 18. Jahrhunderts, wurde sicherlich aus dem alten Bau übernommen. Die ebenfalls sehr tüchtigen Chorstühle stehen auf dem Übergange vom Barock zum Klassizismus. Jänecke verweist sie in die Zeit des Herzogtums Warschau. Die von ihm angezogenen Gründe zu prüfen, bin ich zur Zeit nicht im stande; gegen eine so späte Zeitstellung möchte ich aber doch meine Bedenken aussprechen. J. Kohte.

3. Zum 1. Oktober ist an die hiesige Akademie Herr Prof. Dr. O. Hötzsch als Historiker im Vollamt berufen worden. Über den Lebensgang und die bisherigen wissenschaftlichen Leistungen dieses Gelehrten erhalten wir folgende näheren Nachrichten:

Otto Hötzsch, in Leipzig geboren 1876, studierte in München und Leipzig und promovierte 1899 bei Karl Lamprecht über die wirtschaftliche und soziale Gliederung der bäuerlichen Bevölkerung Kursachsens im 16. Jahrh. Seine Studien richteten sich besonders auf Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte, Volkswirtschaftslehre und Kunstgeschichte. Nachdem er ein Jahr am historischen Seminar der Universität Leipzig als Bibliothekar tätig gewesen war, siedelte er 1900 nach Berlin über. Dort setzte er unter

der Leitung von Gustav Schmoller seine Studien fort. Er veröffentlichte in Schmollers Jahrbuch eine grössere Abhandlung über den Bauernschutz in den deutschen Territorien vom 16.—19. Jahrh. und erhielt 1901 von der Kommission der Akademie der Wissenschaften den Auftrag, in der Sammlung: „Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg" die Abteilung: Cleve und Mark als Fortsetzung des von v. Haeften bearbeiteten 5. Bandes zu bearbeiten. Diese Arbeit, auf Grund deren H. die venia legendi für mittlere und neuere Geschichte von der philosophischen Fakultät der Universität Berlin erhielt, liegt im Manuskript druckfertig vor unter dem Titel: „Stände und Verwaltung in Cleve-Mark 1666—1697", der Druck beginnt jetzt. Seit 1902 hat ihn daneben Theodor Schiemann in das Studium der östlichen Geschichte, für das er sich die nötigen Sprachkenntnisse auch durch wiederholte Reisen in Russland und Polen erwarb, eingeführt; H.'s Antrittsvorlesung behandelte das Thema „Die historischen Grundlagen des konstitutionellen Lebens in Russland", und ein sehr erheblicher Teil seiner akademischen Tätigkeit in Posen wird der Geschichte des Ostens im weitesten Sinne gewidmet sein. Das dritte Gebiet der Arbeiten von H. ist die Geschichte des Angelsachsentums. Ein Ergebnis davon ist die 1903 veröffentlichte Monographie: „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika" (in der Sammlung: „Monographien zur Weltgeschichte" erschienen). Auch hat er sich öfter und längere Zeit zu bestimmten Studienzwecken in England aufgehalten, so noch in diesem Jahre, wo er auf Aufforderung der Universität Edinburgh an dieser einen Vorlesungscyclus über „Deutschland seit 1870" (in englischer Sprache) hielt. Im Jahre 1903 berief ihn der totkranke Julius Lohmeyer zu seinem Nachfolger in die Redaktion der von diesem begründeten „Deutschen Monatsschrift" (Berlin, Alexander Duncker), die er nach Lohmeyers Tode übernahm. H. wird die Leitung dieser Zeitschrift auch fernerhin beibehalten.

Berichtigung: S. 127, 12. Zeile von unten für Nr. 38, der — Nr. 38, die
S. 127, 5. Zeile von unten für Nr. 43, von — Nr. 43, eine
S. 130, 16. Zeile von unten evangelischer — evangelische.

Historische Abteilung der Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft

Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.

Dienstag, den 11. September 1906, abends $8^1/_2$ Uhr, im Restaurant Lobing, Theaterstr. 5.

Monatssitzung.

Tagesordnung: Herr Bibliothekar Dr. Schultheiss: Die Nachbarschaften in den Posener Hauländereien und ihr Zusammenhang mit der Kolonisation des 12. und 13. Jahrhunderts.

Redaktion: Dr. A. Warschauer, Posen. — Verlag der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen zu Posen und der Historischen Gesellschaft für den Netze-Distrikt zu Bromberg.
Druck der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co., Posen.